

Diskussion: Das *Haus der Geschichte Österreich*

Im November 2018 öffnete mit dem *Haus der Geschichte Österreich* (*hdgö*) ein Museum seine Tore, das sich dezidiert der Zeitgeschichte Österreichs von 1918 bis in die Gegenwart widmet. Der Gründung ging eine Jahrzehnte dauernde Debatte voraus, ob ein solches Museum überhaupt notwendig sei und wie es allenfalls zu konzipieren wäre.¹ Nachdem zuvor mehrere Anläufe im Sand verlaufen waren, wurden ab 2014 unabhängig voneinander gleich zwei Projekte realisiert, die das Ziel verfolgten, österreichische Geschichte bzw. Zeitgeschichte in einem eigens dafür neu geschaffenen musealen Rahmen aufzubereiten und auszustellen. In St. Pölten wurden die Arbeiten an einem *Haus der Geschichte* im Rahmen des *Museum Niederösterreich* begonnen. Im September 2017 eröffnet, erhebt das Museum den Anspruch, österreichische Geschichte von der Urzeit bis in die Gegenwart auszustellen.² Parallel dazu unternahm das *Bundesministerium für Kunst und Kultur* unter dem sozialdemokratischen Minister Josef Ostermayer in Wien einen neuerlichen Vorstoß der Gründung eines *Hauses der Geschichte*. In der öffentlichen Wahrnehmung war damit auch eine Gegenüberstellung entlang von weit zurückreichenden Spannungen zwischen ‚schwarzem‘ Land, dem von der ÖVP politisch dominierten Bundesland Niederösterreich, und ‚roter‘ Hauptstadt, zwischen ländlichem Raum und Metropole, angelegt.

Um das Vorhaben eines *Hauses der Geschichte* in Wien voranzutreiben, wurde 2015 ein international besetzter wissenschaftlicher Beirat ins Leben gerufen. Unter Vorsitz des Wiener Zeithistorikers Oliver Rathkolb sollte der Beirat eine breite Diskussion über Standort und Zielsetzung des Projekts anstoßen.³ Schlussendlich fiel die Entscheidung, das *Haus der Geschichte Österreich* in der Neuen Burg anzusiedeln, jenem Trakt der Hofburg, in dem auch die *Österreichische Nationalbibliothek* und das *Weltmuseum*, ehemals *Völkerkundemuseum*, ihren Platz haben. Die Begründung verwies einerseits auf die zentrale Lage sowie andererseits auf die vielschichtige Bedeutung des Heldenplatzes als einem zentralen Erinnerungsort von Republik und Diktatur. In die museale Auseinandersetzung sollte auch jener Altan einbezogen werden, der im Volksmund als ‚Hitler-Balkon‘ bezeichnet wird: Von hier aus

1 Vgl. <https://hdgoe.at/category/vorgeschichte> (12.11.2020).

2 Vgl. Andrea Brait, Rezension zu: *Haus der Geschichte Niederösterreich*, 10.9.2017, St. Pölten, in: *H-Soz-Kult*, 1.6.2019, www.hsozkult.de/exhibitionreview/id/rezausstellungen-346 (11.11.2020); <https://www.museumnoe.at/de/haus-der-geschichte/Dauerausstellung/dauerausstellung> (11.11.2020). Eine Diskussion über das *Haus der Geschichte* im *Museum Niederösterreich* ist für einen der kommenden OeZG-Bände geplant.

3 Vgl. https://www.hdgoe.at/items/uploads/module_pdf/Umsetzungsstrategie%20f%C3%BCr%20das%20hdgoe.pdf (12.11.2020).

hatte Adolf Hitler am 15. März 1938 vor tausenden Wiener*innen den ‚Anschluss‘ Österreichs an das Deutsche Reich verkündet. Bislang konnte das Vorhaben, den Altan für Besucher*innen zugänglich zu machen, aber nicht umgesetzt werden – unter anderem als Folge einer finanziellen und räumlichen Redimensionierung des Projekts.

Im April 2016 beschloss der Nationalrat eine Änderung des *Bundesmuseen-Gesetzes* und fixierte die Rahmenbedingungen für ein *Haus der Geschichte*, „das die Zeitgeschichte Österreichs ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit thematischen Rückblicken in die Zeit der Aufklärung und davor und einem besonderen Schwerpunkt auf die Zeit von 1918 bis in die Gegenwart in ihrem europäischen und internationalen Kontext“ zeigen sollte.⁴ Damit wurde auch die institutionelle Eingliederung des Museums in die *Österreichische Nationalbibliothek* festgelegt.⁵ Als Direktorin fungiert seit Jänner 2017 die Historikerin und Kuratorin Monika Sommer-Sieghart. Sie leitete ein kleines Team, das unter großem Zeitdruck eine Ausstellung auf die Beine stellen musste, um rechtzeitig zum 100-jährigen Jahrestag der Ausrufung der Ersten Republik am 10. November 2018 eröffnen zu können.

Auf Einladung von Stefan Benedik, Kurator im *hdgö* und zugleich in Redaktion und Herausgeberschaft der *OeZG* tätig, besuchten einige *OeZG*-Herausgeber*innen im März 2019 das neue Museum. Im Anschluss daran entschied die Gruppe, die Auseinandersetzung mit der Ausstellung in einer gemeinsamen Diskussion fortzuführen und das Transkript zu veröffentlichen. An der Diskussion, die im Mai 2019 stattfand, waren beteiligt: Franz X. Eder, Peter Eigner, Kerstin S. Jobst, Mario Keller (Moderation), Oliver Kühschelm, Erich Landsteiner, Ernst Langthaler, Albert Müller (†), Peter Melichar, Ulrich Schwarz-Gräber, Reinhard Sieder und Regina Thumser-Wöhs.

Einleitung

Mario Keller (Moderation)

Die Diskussion reiht sich in eine lange Tradition der *OeZG* ein, die in den mittlerweile fast 30 Jahren ihres Erscheinens häufig eine Plattform geboten hat, um sich kritisch mit Versuchen auseinanderzusetzen, eine *österreichische* Geschichte zu schreiben. Die *OeZG* hat sich außerdem immer wieder mit Konzepten von Nation

4 Änderung von § 13 des *Bundesmuseen-Gesetzes* 2002, *Bundesgesetzblatt für die Republik Österreich* I Nr. 14/2002, Fassung vom 12.11.2020, <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=20001728> (12.11.2020).

5 Vgl. <https://wien.orf.at/v2/news/stories/2804255/> (19.10.2019).

und Praktiken der Nationalisierung beschäftigt und auch nach Spezifika der Konstruktion einer österreichischen Nation gefragt. Zu erwähnen sind insbesondere die Themenhefte *Österreich im Kopf* (1/1995), *Welches Österreich* (4/1996) sowie *Gedächtnis – Erinnerung – Identitäten* (1/2002), an denen auch einige der an der vorliegenden Diskussion beteiligten Herausgeber*innen mitgewirkt haben.

Wie umstritten die nationale Identität Österreichs sowie die Deutungen und Auslegungen österreichischer Zeitgeschichte bis heute sind, zeigt nicht zuletzt die Tatsache, dass es bis 2018 gedauert hat, ein Museum zu schaffen, das sich mit diesem historischen Zeitabschnitt befasst. Der Schwierigkeit ‚nationaler‘ Geschichte im Allgemeinen sowie österreichischer Geschichte im Besonderen sind sich die Kurator*innen des *hdgö* freilich bewusst. Erklärtes Ziel ist es, auf die Konstruiertheit von Geschichtserzählungen, auf die Vielfalt der Perspektiven und auf die Unabgeschlossenheit von Konstruktions- und Narrationsprozessen zu verweisen.

Deutlich wird dies unter anderem durch den Aufbau des Museums. Lediglich einer der sieben Teile der Ausstellung – nämlich die Installation „Macht Bilder!“ – folgt einem chronologischen Erzählmuster. Die übrigen Teile sind in die Themenbereiche „Hoch die Republik!“, „Wunder Wirtschaft?“, „Diktatur, NS-Terror, Erinnerung“, „Das ist Österreich?“, „Grenzen verändern?“ sowie „Gleiche Rechte?!“ gegliedert.

Inhalt der folgenden Debatte soll somit sein, wie Historiker*innen die Themenstellungen des *hdgö* und deren konkrete Umsetzung wahrnehmen und beurteilen. Inwiefern spiegeln sich Narrative in Bezug auf die österreichische Geschichte wider, die bereits in den 1990er- und 2000er-Jahren – unter anderem in der OeZG – debattiert wurden? Wie wird mit Differenz(en) und Identität(en) umgegangen? Inwiefern spielen alltags- und mikrogeschichtliche Perspektiven eine Rolle? Weitere Fragen, die an dieser Stelle debattiert werden könnten, sind: Inwiefern Museen allgemein und dieses Museum im Speziellen Ausdruck von Spielräumen der österreichischen (europäischen? westlichen?) Gesellschaften sind? Welche Folgen die Digitalisierung und die komplexer werdende Medienlandschaft des 21. Jahrhunderts für die Konzeption von Museen haben oder in welchem Verhältnis die Web-Ausstellung, die von Anfang an Teil der Konzeption des *hdgö* war, zur klassischen Ausstellung steht?

Erste Eindrücke zu Konzeption und musealem Raum

Peter Eigner: Die Debatte um ein *Haus der Geschichte* ist ja eine sehr lange. Auch in der OeZG ist die Frage gestellt worden, ob man ein *Haus der Geschichte* realistischerweise verwirklichen kann. Soweit ich mich erinnere, ist das in der OeZG tendenziell verneint worden. Ein bisschen von dieser Skepsis spiegelt sich irgendwie auch in

dem Besuch wider. Die Skepsis liegt vielleicht aber auch an der Größe des Museums: Es ist wirklich ein irrsinnig kleiner Raum. Ich traue mich allerdings nicht zu sagen, ob das Museum, wenn der Raum dreimal so groß gewesen wäre, mehr anbieten würde. Jeder von uns wird aufgrund der Schwerpunktsetzungen irgendwelche Dinge vermisst haben, die er sich erwartet hätte. Es ist aber klar, dass ich auf so einem Raum gezwungen bin, thematische Schwerpunkte zu setzen. Wir sind zwar ein kleines Land, aber haben doch eine recht bewegte Geschichte, und es ist eine Zumutung, wenn man schon glaubt, die Geschichte des 20. Jahrhunderts darstellen zu können, das auf einem so kleinen Raum zu machen.

Albert Müller: Ich würde noch etwas weitergehen und meinen, der Raum ist nicht nur zu klein, sondern war von Beginn an offenkundig vollkommen ungeeignet. Das ist schlichtweg kein Raum, in dem man sinnvoll Ausstellungen zeigen kann. Schon gar nicht Ausstellungen mit dem vorgetragenen Anspruch. Die Beengtheit und die mangelnde Eignung führen dann dazu, dass die Ausstellungsstücke bis zur Decke hinauf gestapelt werden müssen – nicht immer mit einer erkennbaren Ordnung und nicht immer mit erkennbaren Auswahlprinzipien. Die räumliche Situation muss dabei natürlich auch vor dem Hintergrund der Entstehungsgeschichte des *Hauses der Geschichte* betrachtet werden, das ja ursprünglich größer konzipiert war, aber aufgrund von Unstimmigkeiten – auch innerhalb der damaligen Kanzlerpartei SPÖ, in der offenbar auch kein Konsens über die Sinnhaftigkeit eines solchen Projektes gegeben war – stark reduziert wurde. Was wir jetzt sehen, ist ein Resultat dieser Ausgangssituation. Anders ist es mir nicht erklärbar. Ich glaube, dass wesentliche Aktivitäten, die diese interessante und junge Gruppe in dem Projekt gesetzt hat, aufgrund dieser Ausgangsstrukturen bis zu einem gewissen Grad zur Vergeßlichkeit verurteilt sind.

Franz X. Eder: Also ich finde es großartig, was das Team unter diesen Raumbedingungen geschaffen hat. Das für mich herausragende ist das Fragezeichen, das überall gesetzt wird. Dass es eben der grundsätzliche Zugang ist, Sichtweisen der österreichischen Geschichte bzw. auf die österreichische Geschichte in Frage zu stellen und die Besucher*innen aufzufordern, sich mit Perspektivierungen, Themenstellungen und Zugängen auseinanderzusetzen. Sei es in der Betrachtung von Fotos, in Terminologien, die man aus dem Schulbuch kennt, usw. Dazu gehört auch die Aufforderung zur Interaktion, unter anderem über die Homepage des Museums. Ich habe mir die Ausstellung vor allem in Bezug auf die Frage angesehen: Wie schafft man es, so einen Zugang museal umzusetzen?

Leider merkt man bei diesen vielen Themen, dass der Raum es nicht ermöglicht, ein Thema auch nur annähernd auszuleuchten. Zum Beispiel die Wirtschaftspolitik: Das sind fünf kleine Tafeln vom Raab-Kamitz-Kurs bis zu Österreich in der EU. Da findet man jeweils zwei, drei Sätze, und man kann vielleicht assoziativ ein bisschen

eine Ahnung bekommen, was denn Wirtschaftspolitik sein könnte. Aber eine wirkliche Auseinandersetzung kann dadurch nicht geschehen. Das Manko besteht also darin, dass man aus einem großen Fragezeichen hundertsiebzig Fragezeichen – oder wie viele auch immer – machen müsste. Das ist mein erster Kritikpunkt. Der zweite betrifft den Themenbereich „Gleiche Rechte?!“, den ich mir besonders intensiv angesehen habe. Hier müsste man, um die ganze Vielfalt und die Diversität der Präsentation wahrnehmen zu können, vor dem einen Video 40 Minuten und vor dem anderen 30 Minuten stehen bleiben. Da ist für mich die Problematik in den Vordergrund getreten, wie man sich denn überhaupt als Besucher*in – auch seitens der körperlichen Verfassung – mit dieser Ausstellung auseinandersetzen kann? Also diese ungeheure Anforderung der vielen Themenstellungen, der Kleinheit des Raumes und der regionalen, zeitlichen Schwerpunkte, der problematischen Fragen in der österreichischen Geschichtsschreibung etc. Sich allen diesen Punkten in der Ausstellung zu stellen, führt zu einer totalen Überforderung in der konkreten Situation.

Kerstin S. Jobst: Zuerst einmal denke ich, dass ein *Haus der Geschichte* für Österreicher*innen und die in Österreich lebenden Menschen kostenfrei sein sollte. Es ist seltsam, dass ein solches Museum Eintritt verlangt. Vieles von dem, was ich empfinde, ist schon von den anderen gesagt worden, und vieles, was ich an der Ausstellung kritisiere, hat mit den Räumen zu tun. Vieles wirkt provisorisch, was sicher mit der kuratorischen Intention im Sinne von „Geschichte wird gemacht“ zu tun hat, aber natürlich auch mit der Lage, in der sich das Museum selbst befindet. Es ist eben noch nicht ganz fertig. Hier kommen zwei Sachen zusammen. Meines Erachtens fällt die Ausstellung ästhetisch extrem auseinander. Man spürt die unterschiedlichen Handschriften der Kurator*innen. Vor allem der erste Saal ist völlig anders gestaltet als die übrigen. Natürlich kann man sagen, dass das gewollt ist – mich hat es dennoch am Anfang etwas gestört. Der Teil „Macht Bilder!“, der einen gewissen Lagerhauscharakter aufweist, ist mir persönlich viel zu eng. Ich war zweimal in diesem Museum, beim ersten Mal war es sehr voll, und sobald mehr als eine Person in diesen Kabuffs steht, hat man keine Möglichkeit mehr sich zu entfalten, zu gestalten bzw. die Dinge – wie es ja eigentlich gewollt wäre – umzustellen und umzuhängen. Das hat mich sehr gestört.

Erich Landsteiner: Ich war ja bei dem Besuch leider nicht dabei und habe das Museum auch noch nicht gesehen. Was ich mich gefragt habe: Es gab ja im Vorfeld heftige Debatten, wann man denn die Geschichte beginnen lassen will, die hier erzählt bzw. dargestellt wird. Und die Entscheidung ist jetzt offensichtlich auf 1918 gefallen. Ich sage gleich dazu, ich finde, es ist die einzig vernünftige Entscheidung, gegen diese fadenscheinigen Traditionskonstruktionen in die Monarchie zurück. Aber wie ist diese Entscheidung getroffen worden?

Mario Keller: Soweit ich informiert bin, war die ursprüngliche Konzeption von Oliver Rathkolb und des wissenschaftlichen Beirats, die Ausstellung 1848 beginnen zu lassen. Dafür reichten aber schlussendlich wohl weder der Raum, die Zeit noch die finanziellen Mittel. Und so beginnt man nun mit 1918 und dem Slogan „Aufbruch ins Ungewisse“. Aus dem Alten heraus erwächst etwas Neues. Damit einhergehend stellt sich die Frage nach Möglichkeitsräumen und Utopien dieser Frühzeit der Republik Österreich. Soweit ich das beurteilen kann, ist es auch Ziel, die Geschichte von 1918 ein Stück weit neu zu schreiben: eben nicht im Sinne einer ‚Zusammenbruchsgeschichte‘ der Monarchie, wie dies vielerorts der Fall ist, sondern im Sinne einer ‚Aufbruchsgeschichte‘.

Ulrich Schwarz-Gräber: Für mich ist der erste Raum des Museums, der sich mit den Anfängen der Republik befasst, sehr gelungen. Wenn man in dieses ‚Videozelt‘ tritt, ist das für mich die Erfahrung, vom Geschehen umgeben zu sein. Dieser Raum erlaubt, sich in unterschiedliche Perspektiven zu wenden und verschiedene Konstellationen zu entdecken. In diesem Raum halte ich mich auch gerne auf: Die Sitze auf den Treppen laden zum Innehalten ein und sowohl die eingesprochenen Tagebucheinträge als auch die Auswahl an kleinen zeitgenössischen Dokumenten eröffnen unterschiedliche Sichtweisen. Von den vielen Perspektiven aus kehrt man dann an den sehr dramatischen Schauplatz zwischen den beiden Videos zurück. Was diesen Raum eben von den anderen Teilen unterscheidet, ist, dass er eine weniger klar vorgegebene Ausrichtung besitzt. Dieses punktuelle Da-Sein in der Geschichte, dieses Hineingeworfen-Werden in die Geschichte, das hier vermittelt wird, das fand ich sehr spannend.

Peter Eigner: Mir hat auch der erste Raum am besten gefallen, weil er mit den Treppen am ehesten die Möglichkeiten bietet, dass ein paar Leute gleichzeitig dort sitzen und sich etwas anhören können. Hier ist eigentlich als einziges genug Raum vorhanden. Irrsinnig gut gefällt mir auch das Ende der Ausstellung, wo die Besucher*innen die Möglichkeit haben, mit Post-its ihre Meinung kundzutun. Hier wird ja tatsächlich unheimlich schnell auf tagesaktuelle Ereignisse reagiert. Wie ich gehört habe, sind beispielsweise schon am Montag nach der Aufdeckung des ‚Ibiza-Skandals‘ zahlreiche Zetteln dort gehangen, die sich auf die Enthüllungen bezogen haben. Das ist ein sehr lebendiges Element, das mir ausgezeichnet gefällt. Soweit ich weiß, werden die Wortmeldungen auf den Post-its auch aufgehoben und dokumentiert. Wie dann weiter damit umgegangen wird, wie diese ausgewertet werden, wäre interessant.

Oliver Kühschelm: Ich war gestern noch einmal im *hdgö* und habe eine sehr merkwürdige Erfahrung gemacht: Ich bin etwas – sagen wir – unaufmerksam das Treppenhaus hinaufgegangen, weil ich dachte, oben sei der Eingang. Daraufhin bin ich doch recht scharf von dem ‚Wärter‘ zurückgepfiffen worden. Auf meinen Kom-

mentar hin, dass er aber nicht sehr freundlich agiere, meinte er nur: „Na, wenn sie da einfach weitergehen!“ Nachdem ich dann eine Eintrittskarte gelöst hatte, war er hinreichend freundlich. In dem Moment fühlte es sich an, als würde ich das Museum wie einen Nationalstaat betreten. Und es hat mich auch mit all diesen unrundern Gefühlen zurückgelassen: Es ist irgendwie nett, wenn man mal drinnen ist, aber wenn man nicht ganz bestimmte Kriterien erfüllt, wird man abgewiesen. Und vielleicht ist in dieser erlebten Äquivalenz von Nationalmuseum und Nationalstaat schon ganz grundsätzlich der Wurm drinnen. Das hat mich dann die ganze Zeit beschäftigt. An manchen Stellen habe ich mir gedacht: Ist eh nett, das hätte ich auch so gesagt. An anderen Stellen habe ich mich wieder ein bisschen geärgert. Ein merkwürdiges Ding.

Reinhard Sieder: Ich habe mir insbesondere alle didaktischen Texte, also alle Texte, die die Zuseher*innen informieren sollen – Was machen wir da? Was zeigen wir hier? – genau angesehen. Dabei ist mir bewusst geworden, dass hinter dieser langen Zeitachse im Ausstellungsteil „Macht Bilder!“, bei dem die Jahreszahlen fast penetrant im Vordergrund stehen, ein bemerkenswertes didaktisches Konzept steckt. Beschränkt auf das Medium Bild – Fotografie, Plakat, Film – geht es auf der ersten Schiene rechter Hand durchwegs um die Vermittlung der Einsicht, dass es Geschichte nicht gibt, sondern, dass sie gemacht wird, und zwar von uns allen, mit mehr oder weniger Deutungsmacht. Man lernt hier, dass die Blicke, das Schauen auf Bilder gelernt ist, dass wir uns seit unserer Kindheit in einer Schule des Sehens auf ‚unsere‘ Geschichte befinden. Dieses Sehen, das man normalerweise nicht wahrnimmt, wird hier erkennbar gemacht. Es ist ein geschichtsdidaktischer Anspruch, zu zeigen, dass Geschichte gemacht wird, vor allem durch die Wirkung von Bildern aller Art.

Allerdings wird dieser Anspruch auf der mittleren Leiste, auf der einige alltägliche und einige auratische Objekte zu finden sind, aufgegeben. Die auch an die Dinge zu richtende Frage, „wie mache ich Geschichte, indem ich genau dieses Objekt auswähle und auf eine bestimmte Art präsentiere?“, wird für die Besucher*innen nicht erkennbar gestellt. Das Objekt kommt über sie, es wirkt persuasiv. Zum Beispiel werden im Fall der Aktentasche von Simon Wiesenthal und der hässlichen Puppe, die Kreisky repräsentiert, zugleich der Antisemitismus und der Mythos Kreisky ironisiert. Man kann fragen, ob das genügt, um die Ära seiner Regierungen einzuschätzen. Meines Wissens kommt Kreisky nur zweimal vor, einmal in dem Gespräch mit Studierenden, 1968, im Regierungssitzungssaal und das zweite Mal als Puppe, wo er zu Recht beschuldigt wird, wenn auch nur implizit, sich Wiesenthal gegenüber schändlich verhalten zu haben.

Ein ganz anderes präsentiertes Objekt erinnere ich aus dem Sektor *Diversity*, wo u.a. das Kleid von *Conchita Wurst* wie das Kleid eines/einer Heiligen der freien sexu-

ellen Orientierung zur Verehrung angeboten wird. Oder habe ich dies missverstanden? Wie auch immer, jedenfalls wird auch mit der Auswahl und Präsentation von Objekten im Raum Geschichte gemacht.

Ich konnte somit drei sehr verschiedene Prinzipien ausmachen: die Schule des Sehen-Lernens, die Destruktion des Mythos und die quasi religiöse Identifikation. Das ist verwirrend und gewissermaßen auch widersprüchlich in seinen Lehr- und Lernzielen, und es mag auch manche Besucher*innen verstören. Es ist aber allemal besser als jener bekannte Habitus von Ausstellungsmacher*innen, die vorgeben, genau zu wissen, wie es gewesen ist.

Welcher Erzählung folgt das Museum? Das *hdgö* als Nationalstaats-Museum?

Ernst Langthaler: Ich möchte da gleich anknüpfen. Man muss zuallererst das, was hier – unter in vielfacher Hinsicht problematischen Bedingungen – entstanden ist, anerkennen. Es ist *gut*, dass es dieses Museum gibt. Doch welche Geschichte wird hier präsentiert? Oder genauer, welcher Ordnung folgt die hier präsentierte Geschichte? Mir scheint, dass ihr eine politikgeschichtliche Ordnung zugrunde liegt. Das äußert sich etwa in der chronologischen Anordnung der Ausstellungsteile, die den politischen Einschnitten – 1918, 1934, 1938 und so fort – folgt. Es regiert über weite Strecken die Politikgeschichte, in die die Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte hie und da eingehakt sind. Was fast völlig fehlt, ist die Umweltgeschichte. Das ist umso erstaunlicher, als genau in jenem Zeitraum, den das Museum umspannt, ein Übergang des Energieregimes von einer – vor allem in der Landwirtschaft – erneuerbare Energien nutzenden zu einer Fossilenergie verbrauchenden Gesellschaft stattfindet. Von diesem fundamentalen Übergang um die Mitte des 20. Jahrhunderts, der *great acceleration*, erfährt man im Museum wenig. Die Umwelt taucht mit Zwentendorf und Hainburg erst auf, als sie ein politisches Streitthema wird. Vor den Museumstoren protestiert die Jugend gegen den menschengemachten Klimawandel; dahinter wird wenig historische Reflexion zu diesem brandaktuellen Thema geboten.

Die OeZG hat wie viele andere Reformansätze der Geschichtswissenschaften in den letzten Jahrzehnten daran gearbeitet, wie Geschichte *anders* erzählt werden kann denn als Politikgeschichte, etwa als historische Sozial- oder Kulturwissenschaft. Vor diesem Hintergrund scheint mir, dass die Ordnungslogik dieses Museums nicht irgendwie alternativ, sondern konventionell politikhistorisch ist.

Erich Landsteiner: Kann es denn anders sein? Ist es nicht ein *Staatsmuseum*, in dem die Geschichte des Staates erzählt wird? Natürlich kann man es auch vielfältiger machen, aber es wird immer ein *Staatsmuseum* bleiben!

Ernst Langthaler: Man kann die österreichische Geschichte des 20. Jahrhunderts auch anders denn als Staatsgeschichte erzählen.

Erich Landsteiner: Das bezweifle ich nicht. Aber es ist eben eine Staatsaktion.

Peter Melichar: Ich glaube, das hat mit diesen Vorbedingungen bzw. Entstehungs- und Produktionsbedingungen des Hauses zu tun. Wir kennen die Diskussion darüber, noch ausgehend von der Idee Albert Sternfelds, Leon Zelmans und anderen, im *Palais Epstein* ein *Haus der Geschichte*, also ein Zeitgeschichte-Museum, zu eröffnen. Damals ging es um die Forderung, dass bestimmte – wie immer behauptet worden ist – verdrängte, nicht ausreichend behandelte Facetten der österreichischen Geschichte in einem zeithistorischen Museum behandelt werden sollten. Die Argumente, die in diversen Artikeln auch in der OeZG, unter anderem von Siegfried Mattl und Albert Müller, dagegen ins Feld geführt wurden, lauteten, dass es ohnehin viele Museen gäbe, die genau diese Aufgabe eigentlich in unterschiedlicher Form wahrnehmen müssten! Da gibt es das *Heeresgeschichtliche Museum*, das *Museum der Stadt Wien* und andere. Natürlich auch die großen Kunstmuseen, deren Exponate ja nicht geschichtslos sind. Dabei ist klar, dass, wenn sich die Idee eines *Hauses der Geschichte* durchsetzt, genau dieses Manko bestätigt wird, dass die anderen Museen sich um den österreichischen Faschismus und den Nationalsozialismus herumschwindeln. Als Folge dessen eignet sich – weil es um politische Katastrophen geht – nur politische Geschichte. Aber ich gebe dir recht, dass das absolut schade ist, weil sich das Museum damit – wenn man das ganze Spektrum Geschichte, Geschichtswissenschaft, Umgang mit Geschichte präsentiert – als auf eine merkwürdige Art rückständig präsentiert. Man müsste es mit dem *Haus der Geschichte* in St. Pölten, mit dem *Haus der Geschichte* im *Joanneum*⁶ oder dem *Stadtmuseum Graz* oder auch dem „Tirol ABC“ am Berg Isel ...

Erich Landsteiner: ... oder auch deutschen Pendanten ...

... vergleichen. Diese ganzen Ausstellungen sind alle furchtbar überladen. Das *hdgö* spielt ja offensichtlich mit einer Lagerhallenästhetik, es soll wohl – wenn man es wohlwollend sieht – Veränderbarkeit und die Möglichkeit logistischer Aus- und Einräumprozesse andeuten. Aber man merkt, dass die Kurator*innen unter der Angst gelitten haben, irgendetwas auszulassen, irgendetwas zu übersehen. Man will alles bedienen und stopft es gnadenlos voll. Und obwohl alles sehr komprimiert und gleichzeitig überbestückt ist, gibt es immer wieder Facetten – da wird jedem das eine oder andere auffallen –, wo man sehr unbefriedigt ist. Nur ein kleines Beispiel: Ich war im *GrazMuseum* und habe mir die interessante Ausstellung *Kartenhaus der Republik* angesehen. Unter anderem kommt hier auch Walter Pfrimer zur Sprache. Es wird hier der Pfrimer-Putsch 1931 erwähnt und auch, dass Pfrimer nur

6 Recte: *Museum für Geschichte*.

ein halbes Jahr später freigesprochen wurde. Geht man 20 Meter weiter ins *Haus der Geschichte* im *Joanneum*,⁷ das mehr oder weniger als kommentarloses Schaudepot organisiert ist, begegnet einem auch Walter Pfrimer. Hier gibt es eine Mediathek, in der man verschiedene Mediendateien abrufen kann, unter anderem eine zehnminütige Rede von Pfrimer aus 1968 über die Ereignisse in den 1930er-Jahren: Aus seiner Sicht quasi so eine Art „bsoffene Gschicht“, wegen der er dankenswerter Weise völlig zurecht freigesprochen wurde. Geht man ins *Haus der Geschichte* in Wien, findet man natürlich auch eine Info zu Walter Pfrimer, dem Putsch und der Tatsache, dass er freigesprochen wurde. Aber der wirkliche Witz an der Sache, der Grund weshalb die Geschichte so hochbrisant ist, findet nicht ausreichend Erwähnung! Nämlich, dass dieser Freispruch nicht irgendein Unfall war, sondern in einer Serie von ähnlichen Freisprüchen steht, die in einer demokratischen Republik eben äußerst bedenklich schienen! Insbesondere der Schattendorfer Prozess, der zum Justizpalastbrand führte, oder der Fall Pöffel – um nur zwei zu nennen. Diese Serie und was sie für ein rechtsstaatliches System, für das Rechtsempfinden, für die Rechtsicherheit, in weiterer Folge auch für eine Demokratie bedeutet, wird da überhaupt nicht bedacht. Mein Plädoyer ist somit, dass man diese Ausstellungen natürlich vergleichen und – auch ästhetisch – im Vergleich beurteilen müsste!

Kerstin S. Jobst: Was mir im Vergleich zu den bundesdeutschen Museen in Berlin und Bonn, wo ich jetzt allerdings lange nicht mehr war, sowie zu vergleichbaren Museen in Osteuropa, diese sind mir noch sehr präsent, gefällt, ist die Erzählung! Es ist nämlich dezidiert *keine* Opfer- und auch *keine* heroische Geschichte. Das finde ich sehr, sehr positiv.

Franz X. Eder: Vielleicht noch zur Erzählung: ich habe mich schon gefragt, welches Österreichbild und Österreichnarrativ als Meta- und Masterstory vermittelt wird. Ich glaube, man sollte das auch in der zeitlichen Ergebung dieser Ausstellung sehen. Man beginnt bei den Videoprojektionen von den Filmaufnahmen zur Ausrufung der Republik 1918 und endet bei Schildern von aktuellen Demos, die gerade auf dem Heldenplatz stattgefunden haben, die also aktuelles politisches Geschehen betreffen. Von „Hoch die Republik!“ kommt man zu „Gleiche Rechte?!“ etc. In diesem Sinn kann man schon eine Erzählung von politischer Befreiung hin zu *Diversity* finden, mit dem Endpunkt: „Heute leben wir in einer liberalen Gesellschaft, in der alles möglich ist.“ Ich bin dann vor diesen Videos gestanden und habe mich gefragt, welche *Diversity* kommt da eigentlich vor? Ich gebe zu, ich habe nicht volle 40 Minuten davor verbracht, aber soweit ich gesehen habe, sind dort keine Rechtspopulisten und keine Identitären etc. zu sehen. Das politische Spektrum Österreichs, das da für die Gegenwart präsentiert wird, ist schon eines mit einer speziellen Ausrichtung. Das ist

7 Recte: *Museum für Geschichte*.

mir persönlich zwar sympathisch, lässt aber vermuten, dass der staatspolitische Auftrag in diese Richtung gehen sollte. Ich frage mich also, ob denn das Gesprächsangebot, das am Beginn der Ausstellung gemacht wird, wirklich ganz offen ist?

Oliver Kühschelm: Die Frage ist ja, aus welcher Perspektive dieses Museum gemacht ist. Mir scheint gut erkennbar, dass es sich um eine vage linksliberale Positionierung handelt, die bezogen auf das politische Spektrum der langen Nachkriegszeit erhebliche Überschneidungen mit einer sozialdemokratischen Perspektive aufweist. Ich glaube, ein*e Konservative*r wird in dem Museum relativ wenige Identifikationsangebote finden. Zugleich ist für das Museum der Versuch konstitutiv, ganz Österreich einzubeziehen, diese Gemeinsamkeit über alle ideologischen Differenzen hinweg.

Als ich im Museum war, habe ich bei einer Führung mit älteren Menschen zugehört, die gerade stattgefunden hat. Die Führung war schon im hinteren Teil der Ausstellung, wo es um *Diversity* geht, aber gleichzeitig befand sie sich noch in der Nähe des ‚Waldheim-Pferdes‘. Da hat eine der Besucher*innen die Aussage „So sind wir nicht“ zitiert, mit der Bundespräsident Alexander van der Bellen auf den ‚Ibiza-Skandal‘ der FPÖ reagiert hat. Das hat die ‚Führerin‘ nicht sofort aufgegriffen. Sie war sich anscheinend auch nicht sicher, ob die Bezugnahme noch auf Waldheim oder schon auf *Conchita Wurst* gemünzt war. Mir kam vor, da war eine gewisse Hilflosigkeit gegenüber einer möglichen Herausforderung. Mir scheint das recht charakteristisch für unsere politische Situation in der Gegenwart: die Herausforderung durch den Rechtspopulismus und Diskurspositionen, die auf liberale bzw. linksliberale Anständigkeiten oder Präferenzen einfach pfeifen. So wie im gesellschaftlichen Diskurs allgemein sind auch in diesem Museum kaum Strategien des Antwortens vorhanden. Das wäre vielleicht auch zu viel verlangt. Es hängt aber vielleicht damit zusammen, dass das Museum unvermeidlich aus einer bestimmten ideologischen Position heraus spricht, diese aber nicht zugeben kann. Schließlich sollte man ja stets für das ganze Österreich sprechen.

Hier spiegeln sich meines Erachtens nach für die Sozialdemokratie charakteristische Kompromisse wider, der Tendenz sich dem hegemonialen Narrativ anzudienen bzw. andienen zu müssen. Beispielsweise ist bei den Sanktionen von den „Sanktionen gegen Österreich“ die Rede. Die Unterscheidung, dass es Sanktionen gegen eine Regierung, nicht gegen Österreich insgesamt waren, könnte man natürlich machen. Aber die ÖVP-FPÖ-Regierung war dabei erfolgreich, den Diskurs zu prägen und die Sanktionen als Maßnahmen gegen Österreich umzudeuten. Nun also findet man das auch im Museum wieder. Das scheint mir eine schwierig zu bewältigende Grundproblematik: Dass man einerseits aus einer bestimmten Position spricht, diese auch stärker wäre, wenn man sie zugeben, reflektieren und dadurch herausfordern würde, und dass auf der anderen Seite die Frage, wer hat denn das gemacht, nicht beant-

wortet werden darf. Die Historiker*innen sind anonym und auch die institutionell-ideologische Rahmenbedingung ist mit „Österreich“ verunklärt.

Ernst Langthaler: Ich möchte noch zu einem Aspekt kommen, den wir bislang nicht besprochen haben. Wenn wir davon ausgehen, dass es sich hier um ein Nationalmuseum handelt, ist wohl eine zentrale Aufgabe die Darstellung des Nationalsozialismus – der Negativfolie der Leiterzählung der Zweiten Republik. Diesbezüglich hatte ich einige Irritationen während des Museumsbesuchs. Dabei geht es mir weniger um formale Merkmale wie die Mauer, die die Zeit vor 1945 und das Danach klar scheidet. Viel stärker irritierte mich inhaltlich die Darstellung der nationalsozialistischen Gesellschaft. Der prägnant hervorgehobene Lehrsatz „Volksgemeinschaft ist Ausschluss“ ist unbestritten richtig, aber der Terror erklärt die Wirkmächtigkeit des Nationalsozialismus nur zum Teil. Der andere Teil ist der nach Leistungskriterien abgestufte Einschluss mittels materieller, sozialer und symbolischer Anreize. Dieser Aspekt kommt jedoch zu kurz, nämlich vor allem als verführerische Propaganda. Der Nationalsozialismus tritt als aktives Regime auf, das Teile der Bevölkerung terrorisiert und Teile der Bevölkerung – vor allem mit Mitteln der Propaganda – verführt. Die ‚Volksgenossen‘ und ‚Volksgenossinnen‘ selbst bleiben jedoch auf eigentümliche Weise passiv. Dagegen wäre die Herausforderung im Sinne der Alltagsgeschichte, das Aktivitätspotential der Vielen zu verdeutlichen: Wer verfügte wann und wo über welche Deutungs- und Handlungsoptionen – und warum setzte er oder sie eine bestimmte Aktion? Den Nachbarn bei der Polizei zu denunzieren, das Geschäft des Trafikanten zu ‚arisieren‘, die ‚Ostarbeiterin‘ am Arbeitsplatz zu drangsalieren. Die Frauen und Männer in der ‚Volksgemeinschaft‘ werden in diesem Museumsteil zu passiv gezeichnet.

Albert Müller: Irgendwie unschuldig, nicht?

Ernst Langthaler: Terrorisiert und verführt.

Das hdgö als Museum im 21. Jahrhundert: Ansprüche und Rezeptionsweisen

Ulrich Schwarz-Gräber: Was kann so eine Geschichtsausstellung? Ich denke vor allem zweierlei: Neugier produzieren und Neugier befriedigen. Mein Eindruck ist, dass der Schwerpunkt der Ausstellung sehr stark auf der einen Seite liegt: Sie produziert vor allem Neugier. Grundsätzlich kann ich der ‚Lagerhaus‘-Ästhetik viel abgewinnen. Ich finde das einen guten Trick, um darauf hinzuweisen: Geschichtsdarstellung wird gemacht, ist verstellbar, ist verschiebbar, ist in gewisser Weise provisorisch. In der Ausstellung gehen mir an der einen oder anderen Stelle Hinweise dazu ab, wer unter welchen Vorgaben diese Geschichtsdarstellung arrangiert hat.

Zum Thema ‚Neugier befriedigen‘: Was mir sehr abgegangen ist, sind Versuche, die vielen neugierig machenden Spuren von Handlungen in größere Kontexte einzubetten. Geschichte-Machen besteht doch zu einem großen Teil daraus, Kontexte zu erzeugen. Es wird tendenziell wenig thematisiert, dass diese Handlungen, von denen wir Spuren sehen, auch gleichzeitig immer in Strukturen eingebettet waren, die sie aktualisieren und/oder perpetuieren. Oft kommt mir vor, dass die Schauplätze etwas ‚verinselt‘ sind. Was sind jedoch die größeren Zusammenhänge? Ich verstehe diese Zurückhaltung. Man will vielleicht nicht den Fehler machen, erneut eine ‚große Erzählung‘ zu liefern. Aber akzentuiertere Erklärungsansätze, vielleicht auch nebeneinandergestellte, konkurrierende Erzählungen wären durchaus wichtig. Man kommt sich in dieser turbulenten Geschichte des 20. Jahrhunderts ein bisschen alleingelassen vor.

Unglaublich gut gefällt mir hingegen die Regalkonstruktion auf der einen Seite der Ausstellung und die unterschiedliche Aussicht auf Serien, die sie der*dem Betrachter*in je nach Standpunkt ermöglicht. Meiner Meinung nach wäre es schön gewesen, angesichts des knappen Areals, den ganzen Raum auf diese Schauperspektiven durch die Geschichte des 20. Jahrhundert zu reduzieren und auf die thematischen Inseln zu verzichten. Was mich übrigens grundsätzlich an der räumlichen Aufteilung ärgert, ist der Mauerdurchbruch, der gerade auf das Jahr 1945 fällt. Dadurch ist es nur beschränkt möglich, aus den 1960er-Jahren in die 1930er-Jahre zu schauen oder aus den 1920er-Jahren in die 1970er.

Franz X. Eder: Die Tafeln am Eingang – ich habe mir das sogar aufgeschrieben – erheben folgende Ansprüche: „Das neue Museum lädt zur Auseinandersetzung mit der Geschichte Österreichs ein.“ Die erste Message ist somit: „Auseinandersetzung“. Weiters heißt es dort: „Es werden gesellschaftliche Veränderungen und politische Bruchlinien thematisiert.“ Es soll also um Gesellschaft und Politik gehen. „Es ist als Diskussionsforum für ganz Österreich ausgelegt“. Betont wird, dass man eine Diskussion in ganz Österreich und mit allen Bevölkerungsgruppen anregen möchte. Dann heißt es noch im Speziellen, das Museum widmet sich der kritischen Auseinandersetzung mit „Erinnerung, Holocaust und dem NS-Regime“.

Dies vielleicht als Überleitung zu einer Frage, die ich sehr wichtig finde: Was kann dieses Museum, was das Internet, ein Buch, ein Video, eine Dokumentation nicht kann? Ist es, nachdem das so prominent am Beginn mitgeteilt wird, genau dieser Aspekt der ‚Auseinandersetzung‘ und der ‚Diskussion‘? Die Ausstellung hat ja immer wieder interaktive Knotenpunkte: Vielleicht sollten wir uns die genauer anschauen: Wo wird die Diskussion tatsächlich zu einem Angebot gemacht und kann oder muss man etwas *machen*? Denkt an die Station mit den Straßennamen, an denen man drehen muss, um die Veränderung der Bezeichnung einzelner Straßen und Plätze über die letzten 100 Jahre zu erkennen. Oder denkt an die Ausein-

dersetzung um die Begrifflichkeiten ‚Ständestaat‘, ‚Dollfuss-Schuschnigg-Diktatur‘ oder ‚Austrofaschismus‘. Das kann man zum Beispiel in Richtung der Blickachsen etc. weiterdenken. Es ist also zentral, *wie* man sich die Ausstellung ergeht, *wie* man dort präsent ist und wo man auch zur Interaktion animiert oder sogar gezwungen wird. Ich denke, das sollte man tatsächlich als markante Eigenheit dieses Museums ansehen. Wenn man die Ruhe hat, sich dem nähert, fünf bis zehn Minuten bei den Stationen verbleibt, funktioniert dieses Gesprächsangebot hier tatsächlich. Wichtig dafür ist freilich, sich Gedanken über die kuratorischen Intentionen dahinter zu machen oder sich diese erklären zu lassen. Beispielsweise beim Drehknopf, wo man zwischen den eben genannten Begrifflichkeiten wechseln kann. Hier werden die jeweiligen politischen Bedeutungen und historiografischen Kontexte wirklich sehr nachvollziehbar umgesetzt und sind mit körperlichem Agieren verbunden. Da funktioniert das Museum als Ort, den man physisch besucht und begehrt. Nicht so wie in anderen Museen, wo ich mich rumärgere, weil ich die kleinen Bildbeschriftungen zu den Vitrinen suchen muss und das eigentlich im Internet viel besser funktionieren würde. Vielleicht also die Frage an uns: Warum braucht man das Museum heute als Ort, an dem man dieser Aufgabenstellung nachkommt, und wie wird es hier realisiert? Wie gesagt, im Grunde toll, aber verglichen mit der Überfülle an Texten, Bildern sowie (guten und schlechten) Repro-Fotografien findet man doch zu wenige solcher Interaktionsmöglichkeiten.

Peter Eigner: Den Kommentar von Franz aufgreifend: Mir gefallen auch die interaktiven Elemente am besten in der Ausstellung. Da schließe ich mich aber wiederum Kerstin an: Man hat nicht nur in den Kobeln irrsinnig wenig Platz, sobald da auch nur drei Leute sind, sondern man hat auch viel zu wenige Möglichkeiten. Wenn ich mit einer Schulklasse dort hingehere und ich habe nur eine interaktive Möglichkeit, kann sich das eben nur ein*e Schüler*in anschauen oder anhören. Also das passt nicht ganz zusammen.

Was ich mir vorstellen könnte, wie so ein Museum mehr Sinn machen würde, wäre der Versuch an Erweiterungen zu denken, beispielsweise an bestimmte Orte in Wien. Anbieten würde sich, beispielsweise die Flaktürme oder andere Gedächtnisorte, die mit österreichischer Geschichte zu tun haben, in die Konzeption einzubeziehen. Man könnte versuchen, vom Museum aus Stadtrundfahrten zu veranstalten oder Orte wie die Flaktürme zu weiteren Ausstellungsorten zu machen, auch um diese Enge des Ausstellungsraumes auszuweiten.

Was ich mir auch noch angesehen habe, ist das didaktische Material, das das Museum anbietet. Hier bin ich der Meinung, und das habe ich auch von Lehrer*innen bestätigt bekommen, dass dieses Material wirklich fantastisch ist. Dieses Angebot darf man, glaube ich, nicht unterschätzen! Hier steckt, soweit ich das beurteilen kann, wahnsinnig viel gute Arbeit dahinter.

Und einen Aspekt möchte ich noch aufgreifen: Wenn uns nicht Stefan Benedik geführt hätte – und ich bin doch ein relativ routinierter Ausstellungsgeher –, weiß ich nicht ob sich die Konzeption des Museums erschlossen hätte. Aber das Museum richtet sich ja an eine breitere Öffentlichkeit, die von vielem vielleicht noch gar nichts gehört hat. Und da wird es dann ohne eine Anleitung sehr schwierig.

Regina Thumser-Wöhs: Wenn wir schon Probleme damit haben, die Konzepte zu durchschauen, was macht dann das ‚normale‘ Publikum von der Straße? Ohne Führung und Erläuterung ist man wohl eher verloren. Mir gefällt grundsätzlich auch der letzte Raum sehr gut. Obwohl ich gleichzeitig das Gefühl hatte, man wird ein bisschen ‚an die Wand gefahren‘. Die Zettel sind eine gute Lösung und gleichzeitig findet die Ausstellung, die ja mit dem *Diversity*-Thema endet, irgendwie keinen Abschluss. Es bleibt seltsam offen.

Ich wollte noch kurz die Erweiterung des Raumes, die Peter Eigner eingefordert hat, aufgreifen. Diese Erweiterung passiert zwar nicht an historisch bedeutenden Orten wie den Flaktürmen, sie passiert jedoch erstens im Internet und zweitens in einem Sonderausstellungsraum. Das Internet in Kombination mit der regulären Ausstellung ist sicherlich ein wichtiger Faktor! Allerdings stellt sich dann wiederum die Frage, ob das Publikum der regulären Ausstellung mit jenem der Webausstellung ident ist.

Mario Keller: Vielleicht kurz als Ergänzung: Im Rahmen der Webausstellung ist es möglich, seine eigenen Fotos und Filme hochzuladen. Diese werden dann zu bestimmten Clustern gruppiert. Ein Beispiel, das ich besonders skurril fand, ist der Cluster „Menschen mit Fahnen“, wo von Sportereignissen über kirchliche Prozessionen bis hin zu Dollfuss-Schuschnigg- und NS-Feiern alle möglichen Schichtungen an Geschichte aus den letzten 100 Jahren sichtbar werden. Diese Fotos, die man selbst im Internet hochladen kann, sieht der*die Besucher*in in der Ausstellung auf einem Tisch und kann sie dann dort nach Kategorien und Themen ordnen. Hier würde ich schon sagen, dass ein Narrativ von unten möglich wird. Insofern würde ich auch dem Vorwurf des primär politischen Narrativs ein Stück weit widersprechen, da an dieser und anderer Stelle durchaus ein deutlicher Fokus auf Alltagsgeschichte gelegt wird.

Oliver Kühschelm: Wenn ich Stefan Benedik richtig verstanden habe, meinte er, sie würden mit der ‚echten‘ Ausstellung ein Vielfaches an Rezeption erreichen als mit allem, was sie im Internet machen. Im Vergleich mit den Besucher*innenzahlen gibt es somit relativ geringe Zugriffe. Die Vorstellung, im Internet sei die ganze Welt und man erreiche dort alle, ist wahrscheinlich eine etwas naive Annahme von uns analog arbeitenden Historiker*innen.

Franz X. Eder: Ich gehe mal davon aus, dass die allermeisten Leute in Ausstellungen und Museen kommen, weil sie Objekte sehen wollen und nicht, weil sie Unmengen an Texten lesen möchten. Also habe ich mich auch gefragt, wie denn die Auswahl der Objekte passierte, jenseits der Texte und der Fotos, also der dreidimensionalen Dinge? Welche Typen von Gegenständen kommen vor? Ich meine hier zwei Gattungen erkennen zu können. Einerseits Objekte, wie das ‚Waldheim-Pferd‘, die Schreibfeder, mit der Schuschnigg den Konkordatsvertrag unterschrieben hat, oder den Kalender von Sigmund Freud ganz zu Beginn. Bei denen denkt man sich vielleicht: „Was der Freud da für Banalitäten eingetragen hat!“ oder beim ‚Waldheim-Pferd‘: „Im Fernsehen hat das viel größer ausgesehen.“ Gegenstände also, bei denen man wegen ihrer Aura ‚erschauert‘, wenn man als Besucher*in davorsteht und einem klar wird: Das ist der Grund, warum ich in eine Ausstellung gehe und nicht vor einem Dokumentarfilm sitze! Die andere Gattung umfasst Alltagsgegenstände: von den Wahlurnen am Beginn über Anstecker und Skihelme bis hin zu – leider ein wenig versteckt im Teil über die Wirtschaft – Haushaltsgeräten wie Staubsauger, Bügel-eisen, etc. vor allem aus den 1950er-Jahren. Gerade bei dieser Vitrine habe ich, als ich das zweite Mal dort war, einige ältere Besucher*innen beobachtet, die sich köstlich amüsiert haben: „Ma den hamma auch gehabt, ma schau des, bei der Oma ...“ und so weiter. Hier entwickeln die Objekte keine exzeptionelle Auratik – im Sinne von „Das habe ich noch nie gesehen!“ oder „Damit wurde Politik gemacht!“ Eher sind es Dinge, die sich die Menschen angeeignet haben, von denen sie sagen: „Da warn ma dabei!“ oder „Das hab ich auch ghabt!“ Man selbst ist ein Stück dessen, was diese Dinge repräsentieren und wird damit Teil der Geschichte! Hier habe ich mich gefragt, wie kann eine Ausstellung auf so kleinem Raum eine Dingpolitik – also eine sinnliche Perzeption, eine Erfahrung im Sinn von „Die Dinge machen Geschichte“ und „ich bin dabei gewesen!“ – darstellen? Ich meine, das wurde grundsätzlich sehr gut gelöst, aber auch hier ist es schade, dass die Auseinandersetzung mit den Dingen aufgrund des beschränkten Raumes sparsam ausfällt, auch wenn die Leute hingehen, weil sie primär Dinge sehen möchten.

Reinhard Sieder: Ein kurzer Kommentar dazu: Ich habe eine Frau gesehen, die ist mindestens eine Stunde vor einer Vitrine gesessen – und hat gelesen. Dann kommt die Führung durch, die stört sie irgendwie, weil sie automatisch auf die führende Person hört, obwohl sie in einem anderen Kontext steht. Ich will damit nur sagen, *was* die Leute mit dem Angeboten anfangen und wie sie es rezipieren, ist höchst verschieden und subjektiv. Darüber – glaube ich – kann man keine vernünftigen Aussagen treffen. Da passieren viele verschiedene Formen der Auseinandersetzung, von denen wir keine Ahnung haben.

Fazit und Ausblick

Oliver Kühschelm: Dieses Museum betrete und verlasse ich mit sehr widersprüchlichen Gefühlen. Ambivalent zu sagen, wäre wohl zu ein- bzw. zweidimensional. Eine Frage, die man sich als Historiker*in unweigerlich stellt: Unter welchen Bedingungen darf man denn überhaupt so etwas machen? Jetzt kann man natürlich sagen, es wäre eigentlich notwendig gewesen, ein solches Projekt abzulehnen. Aber wenn man alle unidealen Rahmenbedingungen des Sprechens ablehnt, kommt man sehr wenig zu Wort. Die zentrale Frage ist somit: Wo ist die Schwelle, ab der man sagt, das geht einfach nicht! Auch ich habe mir natürlich den Teil über Wirtschaftspolitik angesehen, und auch ich habe mir manchmal gedacht: Na ja, das ist jetzt aber wirklich sehr vereinfacht. Wenn man aber davon ausgeht, dass die allermeisten Menschen nur wenig Zeit aufwenden wollen, um sich mit der Ausstellung zu befassen, stellt sich die Frage, ob es nicht trotzdem möglich oder legitim sein muss, dieses Thema in so einer Verkürzung zu produzieren. Entschleunigung wäre vielleicht ein großes Ziel unserer Gesellschaft, aber das spielt es halt nicht. Also müssen es ‚Kürzeststatements‘ sein, die dann notwendigerweise verkürzt sind. Wie sehr diese Sichtweise auf Geschichte gefragt ist, kann man ja auf dem Buchmarkt sehen. Hier reüssieren Werke wie *Eine kurze Geschichte der Menschheit* und Ähnliches. Es gibt offenbar ein Bedürfnis nach kurzen Erklärungen. Jetzt kann man sagen: Wir sind enthalten, wir überlassen das anderen. Oder man spielt eben mit, dann hat man genau diese Schwierigkeiten.

Peter Melichar: Die Ausstellung, zumindest scheint mir das so, ist ja als Dauerausstellung konzipiert. Das bedeutet, man muss natürlich auch über die Verfallsdauer von solchen Ausstellungen nachdenken – ein Problem, das viele Museen haben. Wir hatten letztens eine Beiratssitzung, da hat jemand aus dem Beirat interessant angemerkt, warum denn die Ausstellung so konzipiert sei, dass man nur einzelne Module austauschen könne. Warum stellt man sich nicht gleich darauf ein, alle zwei Jahre eine neue Ausstellung zu gestalten? Da würde mich interessieren: Wenn das ein dauerhafter Raum für das Museum ist und bleibt, wie lange stellt man sich vor, dass es dauert, bis es überarbeitet wird?

Mario Keller: Im Augenblick hat das Museum eine Finanzierungszusage bis 2020. Verhandlungen über die Zukunft des Museums sind derzeit im Gange.⁸ Über kurz oder lang könnte sich die räumliche Situation des Museums auch grundlegend ändern, da die Räumlichkeiten vom *KHM* angemietet sind. Eine mögliche Übersiedelung könnte sich natürlich auch auf die Ausstellungskonzeption auswirken. Zu

8 Im Oktober 2019 wurde eine Verlängerung bis Ende 2021 bekannt gegeben.

erwähnen sind außerdem die zahlreichen wechselnden Sonderausstellungen, die die Dauerausstellung ‚Aufbruch ins Ungewisse – Österreich seit 1918‘ ergänzen.

Ulrich Schwarz-Gräber: Was mir, wie gesagt, abgegangen ist, ist das explizite Ansprechen von größeren Zusammenhängen, Trends und längerfristigen Entwicklungslinien. Aspekte wie die von Ernst Langthaler angesprochene Energietransition, die Veränderungen des Lebensstandards, die Krisen des Kapitalismus. Eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit dem Kapitalismus und seinen Krisen im 20. Jahrhundert gibt es nicht. Und kann man eine Geschichte des 20. Jahrhunderts ohne diese Fragestellung erzählen?

Erich Landsteiner: Zwischenruf: ihr fordert da etwas ein, das nicht die Funktion eines *Hauses der Geschichte Österreichs* ist! Die Energietransition, der Anstieg des Lebensstandards, die Krisen des Kapitalismus spielen sich nicht nur in Österreich ab! Wenn man das alles jetzt reinholen wollte, was käme dann für ein riesiger ‚Wutzel‘ raus?

Ulrich Schwarz: Aber kann man es weglassen?

Erich Landsteiner: Dann muss man ein ganz anderes Museum machen und darf es nicht *Haus der Geschichte Österreich* nennen.

Mario Keller: Aber diese Fragestellung „Wunder Wirtschaft?“ ist ja schon Teil des Museums. Der Raum dafür ist nur einfach zu klein, um das Thema Konsum- und Wirtschaftsgeschichte umfassend zu behandeln. Dennoch wird in diesem Teil der Ausstellung sehr wohl die These in den Raum gestellt, dass 1945 zwar aus Sicht der politischen Geschichte, nicht jedoch aus Sicht der Wirtschaftsgeschichte einen Bruch darstellt! Und genau hier dürften ja auch – wie ich gehört habe – des Öfteren Debatten mit Besucher*innen entstehen, weil das österreichische Nationalbewusstsein eben stets auf einer ganz anderen Geschichte aufbaute: 1945 war die ‚Stunde Null‘, von da an ist es quasi mit der Wirtschaft steil bergauf gegangen. Wie unmittelbar an die Wirtschaftspolitik der Nationalsozialist*innen angeknüpft wurde, kommt in diesem Mythos nicht vor. In diesem kleinen Teil der Ausstellung wird somit sehr wohl eine andere Geschichte erzählt und der Versuch unternommen, bestehende nationale Narrative in Bezug auf die Wirtschaftsgeschichte Österreichs zu brechen.

Ulrich Schwarz: Da muss ich wohl nochmal hingehen. Das Potential hat die Ausstellung sicher: Dass man sehr oft hingehen und sehr viel entdecken kann.

Mario Keller: Ich denke, damit haben wir ein schönes Schlusswort. Danke für die angeregte Diskussion.

Mario Keller (redaktionelle Betreuung)